

TREVOR SHANE
Der Hinterhalt



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Als Maria in sein Leben tritt, weiß Joseph, dass sich alles ändern wird.

Aber eigentlich hatte alles schon viel früher angefangen.

Wenn er genau darüber nachdenkt, begann es in New York: Er hatte den Auftrag bekommen, jemanden zu töten. Das ist nicht ungewöhnlich, denn es ist sein Job. Er ist Profikiller und kämpft in einem Krieg, den keiner so recht versteht. Schon als Kind hatte er gelernt: Nur wer zuerst schießt, wird am Ende überleben können. Und dein Mörder kann dir überall begegnen. Aber das wissen nur die wenigen Eingeweihten. Die meisten Menschen haben keine Ahnung, dass unter ihren Augen zwei verfeindete

Seiten einen unerbittlichen Kampf führen.

Joseph zieht sich nach seinem Auftrag an die Küste von New Jersey zurück, aber dort gerät er in eine Falle. In letzter Sekunde gelingt ihm die Flucht und panisch meldet er sich bei seinem Kontaktmann, denn er braucht einen neuen, sicheren Unterschlupf. Er wird nach Kanada geschickt, um dort auf weitere Anweisungen zu warten, doch dann tritt Maria in sein

Leben ...

Weitere Informationen zu Trevor Shane
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Trevor Shane

Der
Hinterhalt

PARANOIA

Band 1

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Thomas Bauer

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Children of Paranoia« bei Dutton,
a member of Penguin Group (USA) Inc., New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2014

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Trevor Shane

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Stephen Carroll / Trevillion Images;

FinePic®, München

NG · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48163-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für meinen Sohn Leo, der mich bereits inspiriert hat,
bevor ich überhaupt wusste, dass es ihn gibt.*

PARANOIA

Erstes Buch

*Christopher,
du musst erfahren, wer du bist.
Du musst erfahren, woher du kommst.
Nur so kannst du gegen sie kämpfen,
wenn sie hinter dir her sind.*

*In ewiger Liebe
Deine Mutter*

ERSTER TEIL

PROLOG

Liebe Maria,

du hast vermutlich nicht erwartet, dass aus diesem Tagebuch viel werden würde, als du es mir geschenkt hast, aber hier ist es. Ich habe es für dich geschrieben. Als du es mir gabst, sagtest du, dass du mich verstehen möchtest. Ich bin mir nach wie vor nicht sicher, ob du verstehen wirst, was ich getan habe, aber ich hoffe es zumindest.

Du bist ein großer Teil dieser Geschichte – ein größerer Teil, als ich anfangs erwartet hatte. Ich habe einfach immer weitergeschrieben. Hier ist sie also, die Geschichte. Hier bin ich auf ein paar hundert schäbigen Seiten.

Ich weiß nicht, ob ich gesündigt habe oder ob Sünde überhaupt existiert. Wenn ja, habe ich vermutlich mehr als genug gesündigt. Vielleicht sollte ich mir deshalb Sorgen machen, doch das tue ich nicht. Ich Sorge mich allein um deine und Christophers Sicherheit. Alles andere wird für sich selbst Sorge tragen.

Ich liebe dich.

Dein Joe

ERSTES KAPITEL

Es fällt mir schwer zu entscheiden, wo ich beginnen soll. Man soll am Anfang beginnen, heißt es, aber woher soll ich wissen, wo der Anfang ist? Schwer zu sagen. Ich hatte immer ein viel besseres Gespür für das Ende. Vermutlich begann es jedoch in Brooklyn, als ich in der Dunkelheit an einer Straßenecke stand und darauf wartete, dass eine Frau ihren Laden schließt.

Als sie aus dem Gebäude trat, wich ich ins Dunkel zurück. Sie blickte sich kurz in alle Richtungen um, doch ich wusste, dass sie nur eine menschenleere Straße sah. Deshalb richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder darauf, ihren Laden abzuschließen. Die letzte Stunde hatte sie damit zugebracht, aufzuräumen, die Theke abzuwischen und die Weinflaschen wieder zu ordnen, die Kunden verstellt hatten. Jetzt stand sie vor dem Laden auf dem Bürgersteig, um nach einem langen Arbeitstag nach Hause zu ihrer Familie zu gehen. Sie zog das Metallgitter herunter, das ihren Laden schützen sollte, sicherte es mit einem Vorhängeschloss, verstaute den Schlüssel in ihrer Handtasche und trat noch einmal einen Schritt zurück, um erneut einen kurzen Blick in beide Richtungen zu werfen. Noch immer nichts. Sie griff in ihre Handtasche, fischte eine einzelne Zigarette heraus und zündete sie an. Sie inhalierte tief, wandte sich nach links und ging die dunkle Straße hinunter.

Bislang war alles genau so gewesen, wie man mir gesagt hatte. Sie hatte keine Begleitung. Sie schien keinen Verdacht zu

hegen. Ihr Mann war geschäftlich unterwegs. Es hatte geheißt, die Sache sei einfach, und es sah ausnahmsweise einmal so aus, als würde sich das tatsächlich bewahrheiten.

Ich wartete, bis sie bei der nächsten Querstraße angelangt war, bevor ich aus dem Dunkel trat, in dem ich gewartet hatte. Dann wandte ich mich nach rechts und folgte ihr auf der anderen Straßenseite. Sie ging ziemlich schnell, mit entschlossenem, aber dennoch femininem Schritt. Alle paar Meter zog sie an ihrer Zigarette. Sie trug einen langen schwarzen Rock, schwarze Turnschuhe und eine lilafarbene Bluse. Sie war attraktiv, doch ich gab mir alle Mühe, diesen Umstand aus meinen Gedanken auszublenden. Stattdessen konzentrierte ich mich darauf, mein Tempo so zu wählen, dass ich sie ohne Verdacht zu erregen einholen würde, sobald sie ihre Wohnung erreichte. Ich tat das nicht zum ersten Mal. Meine Unschuld hatte ich schon Jahre zuvor verloren. Und es sollte auch nicht das letzte Mal sein, das war mir schon damals klar. Dieser Gedanke machte mir jedoch nicht zu schaffen. Ich hatte einen Job zu erledigen.

Als sie nach links zu ihrer Wohnung abbog, war ich weniger als einen Viertel-Häuserblock hinter ihr. Ich beobachtete, wie sie ihre Zigarettenkippe auf den Bürgersteig schnippte und mit einer Drehbewegung des Fußes austrat. Dann ging sie die noch ruhigere, baumgesäumte Seitenstraße entlang, in der sie wohnte. Sobald ich mir sicher war, dass ich mich außerhalb ihres Blickfelds befand, wechselte ich rasch die Straßenseite. Dabei nahm ich dünne schwarze Lederhandschuhe aus meiner Tasche und zog sie an. In der Seitenstraße war es noch dunkler. Es gab dort weniger Straßenlaternen.

Sie bewegte sich jetzt ziemlich schnell voran. Schneller, als sie es unter normalen Umständen getan hätte, vermute ich. Ich glaube nicht, dass sie mich gesehen hatte, aber sie muss

irgendetwas gespürt haben. Das war normal. Eine Art sechster Sinn, eine bange Vorahnung, dass etwas Schreckliches geschehen würde. Sie wagte es nicht, sich umzublicken. Noch nicht. Mit ein paar langen Schritten verringerte ich den Abstand zwischen uns auf etwa drei Meter.

Inzwischen hatte sie zweifellos bemerkt, dass ich ihr folgte. Gesehen hatte sie mich allerdings immer noch nicht. Sie spürte mich einfach hinter sich. Sie hätte schreien können, doch ich wusste, dass sie das nicht tun würde. Sie würde nicht riskieren, sich lächerlich zu machen. Ich hätte auch einer ihrer Nachbarn sein können, der wie sie gerade von der Arbeit nach Hause kam. Sie war seit einiger Zeit nicht mehr im Geschäft. Sie war nicht mehr in der Lage, sich auf ihre Instinkte zu verlassen.

Ich sah, wie sie abermals in ihre Handtasche griff. Sie hätte nach allem Möglichen tasten können. Ich beobachtete ihre Hand. Wenn sie eine Pistole hervorgeholt hätte, Tränengas oder auch nur ein Mobiltelefon, wäre ich gezwungen gewesen, schneller zu handeln, als ich wollte. Ich hätte sie am Handgelenk packen, es ihr verdrehen und dafür sorgen müssen, dass sie das, was sie in der Hand hielt, fallen lässt. Doch das war nicht nötig. Ich hörte ein leises Klimpern. Sie griff nur nach ihrem Schlüsselbund.

Die Bäume warfen Schatten auf den Bürgersteig, und sie ging mit schnellen Schritten durch Licht und Dunkel. Noch drei Häuser, dann würde sie nach links zu dem Sandsteinhaus abbiegen, in dem sie wohnte. Ich gab mir alle Mühe, meinen Puls zu kontrollieren. Durch meinen Organismus begann Adrenalin zu strömen, von dem ich gehofft hatte, es sei nicht nötig. Wahrscheinlich reagierte ihr Körper genauso wie meiner. Sie ging schneller, sträubte sich aber noch immer dagegen zu rennen. Ich machte weiterhin große, gleichmäßige Schritte und

konnte dadurch den Abstand zwischen uns weiter verringern, bis ich sie beinahe berührte.

Inzwischen wusste sie Bescheid. Sie muss Bescheid gewusst haben. Ich war nur noch anderthalb Schritte hinter ihr. Sie muss sich ihrem Schicksal mehr oder weniger ergeben haben. Vermutlich schossen ihr gewisse Gedanken durch den Kopf, womöglich dachte sie mit Bedauern darüber nach, was sie hätte anders machen können, um ihre Haut zu retten. Ich bin sicher, ihr ging durch den Kopf, wie dumm es von ihr gewesen war, abends allein nach Hause zu gehen, auch wenn sie das schon hunderte Male getan hatte. Jahrelang. Über Jahre hinweg angenehme Spaziergänge durch die ruhigen Straßen von Brooklyn nach einem Tag ehrlicher Arbeit. Brooklyn war ihr Zuhause. Zwölf Jahre. Zwei Kinder. Wer weiß, wie viele schöne Erinnerungen... Könnte sie trotzdem schreien? Was wäre, wenn ihr Schreien ihre Kinder wecken würde? Sie wollte sie nicht erschrecken. Das wusste ich. Was hätte sie also anders machen können? Sie hätte ihre Kinder am Morgen umarmen können. Sie hätte ihnen sagen können, wie sehr sie sie liebt. Sie hätte den armen vierjährigen Eric nicht so anzufahren brauchen, als er seine Cornflakes auf dem Küchenboden verschüttete.

Ich erinnerte mich an jenen Augenblick am Morgen zurück, als ich sie von der Eingangstreppe auf der gegenüberliegenden Straßenseite durchs Küchenfenster beobachtet hatte und gerne etwas zu ihr gesagt hätte. Ich hätte sie gerne wissen lassen, wie sehr sie es noch bereuen würde, ihr Kind so anzuschreien. Lass ihn seine Cornflakes doch verschütten, dachte ich, als es passierte, lass ihn sie doch verschütten. Selbstverständlich hatte ich nichts gesagt.

Jetzt, ein Haus vor dem, in dem sie wohnte, ging ich mei-

nen Plan in Gedanken noch einmal durch. Während ich das tat, drehte sie sich nach links und drückte das kleine Tor auf, das zu ihrer Wohnung führte. Ich war ihr dicht genug auf den Fersen, um das Tor auffangen zu können, ehe es wieder ins Schloss fiel. Inzwischen konnte ich sie sogar atmen hören. Aus ihrer Wohnung drangen die Geräusche eines Fernsehers an mein Ohr. Ihre Babysitterin musste ihn eingeschaltet haben.

Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, mir den Ausdruck darin aber vorstellen. In diesem Augenblick muss er Panik oder Entschlossenheit verraten haben, entweder oder. Ich hatte schon beides gesehen und hoffte auf Entschlossenheit. Panik konnte das Ganze zu einer schmutzigen Angelegenheit machen. Bevor sie einen Fuß auf die unterste Stufe der Treppe setzen konnte, die zu ihrer Wohnungstür führte, streckte ich die Hand aus und packte sie fest am Handgelenk. Ich griff nach der Hand, in der sie die Schlüssel hielt, damit sie diese nicht als Waffe benutzen konnte. Das war ihr nämlich mit Sicherheit irgendwann beigebracht worden. »Geh auf die Augen los«, hatte sie gelernt. Alle Frauen lernen das. Nachdem ich sie am Handgelenk gepackt hatte, drehte ich sie zu mir her und presste ihr meine freie Hand auf den Mund, bevor sie mehr als ein kurzes Keuchen ausstoßen konnte.

Wir standen uns gegenüber. Im Licht konnte sie einen flüchtigen, aber deutlichen Blick auf mein Gesicht erhaschen, der sie in einem Punkt bestätigt haben muss: Sie kannte mich nicht. Ich drängte sie rückwärts ins Dunkel neben der Treppe; dabei entwand ich ihr den Schlüsselbund und ließ ihn auf den weichen Boden neben dem Eingang zur Gartenwohnung fallen. Sie wohnte in einem für Brooklyn typischen Sandsteinhaus, bei dem sich die Tür zur Gartenwohnung leicht zurückgesetzt unterhalb der Treppe zum Haupteingang befand. Ich drängte

sie weiter zurück, bis sie mit dem Rücken gegen die Tür gepresst dastand. Hier wurden wir von Dunkelheit verschluckt. Niemand konnte uns sehen. Niemand würde sie sterben sehen. Jeder Schritt meines Plans war ohne Probleme aufgegangen.

In einer schnellen, koordinierten Bewegung ließ ich ihr Handgelenk los und nahm die andere Hand von ihrem Mund, um ihr beide Hände um den Hals zu legen. Ohne Zeit zu verlieren, drückte ich zu. Alles ging so schnell, dass auch dann kein Laut zu hören gewesen wäre, wenn sie den Mut aufgebracht hätte zu schreien. Ich sah ihr ins Gesicht, während ich ihr die Luft zwischen Lunge und Gehirn abdrückte. Sie starrte mir in die Augen, als sich meine behandschuhten Hände fester um ihre Kehle schlossen. Ihr Gesicht lief langsam rot an, während sich ihr Mund öffnete und schloss und vergeblich versuchte, ein letztes Mal nach Luft zu schnappen. Sie zeigte kaum Gegenwehr. Kein Treten, kein Schlagen, nur Keuchen. Ein paar Tränen rollten ihre Wangen hinunter, und ihr rot angelaufenes Gesicht verfärbte sich langsam bläulich. Inzwischen konnte ich ihren Puls selbst durch meine Handschuhe spüren, als ihr Herz wie wild zu arbeiten begann, um ihr Gehirn mit Sauerstoff zu versorgen. Ich konnte ihren Puls in meinen Daumen und in meinen kleinen Fingern fühlen. Meine Zeigefinger spürten nur, wie sich die Muskeln in ihrem Hals anspannten. Falls sie noch zu klaren Gedanken fähig war, galten diese jetzt zweifellos ihren Söhnen, ob es ihnen gut ging, ob sie sie noch ein letztes Mal würde hören können, ihre kleinen Stimmen, ihr Lachen. Fehlalarm. Das einzige Geräusch, das aus der Wohnung drang, war das des Fernsehers.

Ihre Augen wurden glasig, und aus ihrem linken Nasenloch begann ein Rinnsal Blut zu fließen. Zuerst sammelte es sich innerhalb der Nase, und dann rann es schnell nach unten zu

ihren Lippen. Ihr eigenes Blut sollte das Letzte sein, was sie schmeckte. Sie wandte nicht ein einziges Mal den Blick von mir ab. Ihre Augen hatten keinen fragenden Ausdruck. Sie kannte mich nicht, doch sie wusste, weshalb ich sie töten musste. Sekunden später war sie tot.

Ich ließ ihren Körper zu Boden sinken und richtete mich wieder auf. Sie lehnte im Dunkeln mit angezogenen Knien zusammengesackt an der Tür, und das Blut auf ihrem Gesicht begann bereits zu gerinnen. Ihre Augen waren geöffnet, aber leblos. Ich empfand so gut wie nichts. Ich war gefühllos. Ich fand keinen Gefallen an dem, was ich getan hatte. In der Vergangenheit hatte ich verschiedene Stadien durchgemacht. Wir alle machen Stadien durch – verschiedene Emotionen. Macht. Stolz. Schuld. Ich empfand jedoch nichts von alledem. Das Einzige, was ich empfand, war Zufriedenheit mit einem gelungenen Job. Von diesem hatte es geheißsen, er sei einfach. Ich nehme an, das war er auch.

Ich entfernte mich von der Leiche, trat zurück ins Licht, drehte mich um und ging davon, als sei nichts geschehen. Sie würde in ein paar Stunden gefunden werden. Die Babysitterin würde sich bald fragen, weshalb die Mutter der Kinder so lange nicht von der Arbeit nach Hause kam. Sie würde ihre Eltern anrufen, die daraufhin in der Weinhandlung anrufen würden. Die Eltern würden schließlich vorbeikommen und die Polizei verständigen, die die Leiche finden würde. Als ich wegging, normalisierte sich mein Puls. Ich zog die Handschuhe aus und verstaute sie wieder in meiner Tasche. Morgen würde ich die Stadt verlassen, und dieses Verbrechen würde unaufgeklärt bleiben. Das Viertel würde für ein paar Wochen in leichte Panik verfallen, doch dann würden sich die Wogen wieder glätten. Für alle, außer für ihre Angehörigen, würden die

Ereignisse dieser Nacht irgendwann nur noch eine Geschichte sein, die Kinder sich gegenseitig erzählen, wie eine Gespenstergeschichte am Lagerfeuer, ein echter Tod, zum Großstadtmythos mutiert. Ihre Angehörigen würden ebenso wenig wie sie selbst hinterfragen, weshalb sie getötet worden war. Genauso wie ich nicht hinterfragte, weshalb ich sie getötet hatte. Die Antwort war nämlich ganz simpel: Ich hatte sie getötet, weil ich gut bin und sie böse war. Zumindest war mir das so beigebracht worden, Maria.

Ich müsste lügen, wenn ich abstreiten würde, dass ich das manchmal noch immer glaube.

ZWEITES KAPITEL

Am nächsten Morgen spulte ich nach dem Aufwachen mein normales Programm ab. Training. Zweihundert Liegestütze, vierhundert Sit-ups. Frühstück und anschließend acht Meilen laufen. Da ich früh aufgestanden war, waren die Straßen noch wie ausgestorben. Ich war gegen halb zwei Uhr nachts wieder in der Wohnung meines Gastgebers in Jersey City angekommen. Nach vier Stunden Schlaf war ich aufgewacht und hatte meinen Tag begonnen. Es handelte sich um einen Reisetag. Ich wollte so früh loslegen, wie mein Körper es zuließ. Ich musste am frühen Nachmittag einen Flug in Philadelphia erwischen und konnte es kaum erwarten wegzukommen. Nach einem Job konnte ich es immer kaum erwarten wegzukommen. Vielleicht bereute ein Teil von mir das, was ich getan hatte. Ich weiß es nicht. Mein Plan war, mit dem Bus von Jersey City zum Parkplatz eines Einkaufszentrums am Stadtrand zu fahren. Dort würden mich meine Freunde auflesen und zum Flughafen bringen.

Die frühmorgendliche Luft war frisch. Ich lief durch einen leichten Nebel, der sich zwischen den vierstöckigen Sandsteinhäusern entlang der Straßen von Jersey City niedergelassen hatte. Ich lief schnell, um alle Gedanken aus meinem Kopf zu vertreiben. Beim Laufen hielt ich Ausschau nach irgendetwas Verdächtigem, blickte bei jedem Schritt nach links und nach rechts, sah mich um, ob mir irgendetwas seltsam

oder fehl am Platz erschien, und versuchte, Blickkontakt mit den Ladeninhabern herzustellen, die ihre Geschäfte öffneten, um herauszufinden, ob es auch nur den leisesten Hinweis darauf gab, dass mich einer von ihnen wiedererkannte. Es würde nicht lange dauern, bis ihnen klar werden würde, was passiert war. »Sie« konnten überall sein. Der Abend zuvor war eine gemeinsame Anstrengung gewesen. Drei Mordanschläge in einer Nacht über ein und dieselbe Stadt verteilt. Alles in allem hinterließen wir fünf Leichen. Ich hatte den einfachen Mord gehabt. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich nur annehmen, dass meine Freunde ihre Jobs ebenfalls hatten erledigen können. Wenn nicht, konnte ich lange auf meine Mitfahrgelegenheit warten.

Ich bog um eine Ecke und lief eine steile Straße hinauf. Vor mir lud ein Mann vor einer Reinigung sorgfältig gebügelte Hemden und Anzüge aus einem Lieferwagen. Als unsere Blicke sich trafen, nahm sein Gesicht einen mürrischen Ausdruck an. Ich bog schnell in eine Seitenstraße ein und lief weiter. Ich bezweifelte, dass er mich erkannt hatte, aber man konnte sich nie ganz sicher sein. Bei der nächsten Querstraße drehte ich mich um und blickte zurück, es war jedoch nichts zu sehen. Paranoia. Ein nützliches Hilfsmittel in meiner Branche. Mir wurde früh beigebracht, dass nur die Paranoiden überleben. Vernachlässige auch nur für einen Augenblick deine Deckung, und dieser Augenblick könnte dein letzter sein.

Wenn Jareds und Michaels Mordanschläge ohne großes Aufsehen über die Bühne gegangen waren, würde womöglich erst im Lauf des Tages bekannt werden, was geschehen war. So wie ich Jared und Michael jedoch kannte, waren sie nicht unauffällig vonstattengegangen. Falls ihre Jobs schmutzig gewesen waren, war vermutlich bereits ein ganzes Team von Leuten

auf der Suche nach uns. Drei Jobs und fünf Leichen in einer Nacht würden mit Sicherheit Unruhe stiften. Vermutlich war das jedoch genau der Sinn und Zweck der Sache.

Die Polizei machte mir keine Sorgen. Sicher, die Bullen würden ermitteln, und die New Yorker Bullen gehörten zu den besten, aber sie mussten sich an Vorschriften halten. Sie hatten ein System. Scheinbar blindwütiges, sinnloses Töten durch Täter, die für ein oder zwei Nächte in die Stadt kommen und anschließend spurlos verschwinden, war nicht ihre Stärke. Das Motiv? Welches Motiv? Wer in der Lage war, das Motiv für diese Morde zusammenzufügen, wusste bereits, weshalb alle diese Personen getötet worden waren. Derjenige gehörte bereits einer Seite an. Hatten wir irgendwelche eingeweihten Leute in New York? Ich weiß es nicht. Vermutlich schon. Hatten sie welche? Ebenso wahrscheinlich. Wir sind überall – sie ebenfalls.

Ich bog um eine weitere Ecke und lief zur Wohnung meines Gastgebers zurück. Dabei winkelte ich die Arme an, schaltete noch einen Gang höher und gab auf den letzten zwei Meilen alles.

Mein Gastgeber war ein netter Kerl. Er war ungefähr dreißig Jahre alt, alleinstehend und wohnte in einer Zweizimmerwohnung in Jersey City. Er arbeitete als Computer-Programmierer bei einer Versicherung im Zentrum von Manhattan. Als wir an meinem ersten Abend in der Stadt zusammen etwas trinken gingen, überschüttete er mich mit Fragen. Ich beantwortete einige davon und ließ den weitaus größeren Teil unbeantwortet. Er wusste, wie die Sache läuft. Und er wusste, je mehr Informationen er mir entlocken konnte, desto gefährlicher wurde es für ihn.

Ich beendete meinen Lauf mit einem langsameren Tempo als sonst. Die Schuld dafür gab ich meinem Schlafmangel.

Es war beinahe Mittag, als Jared und Michael mit ihrem Mietwagen vorfuhren. Wir würden uns ziemlich beeilen müssen, wenn ich meinen Flug noch erwischen wollte. Da Jared fuhr, war Tempo jedoch kein Thema. Er riss den Wagen herum, und Michael lehnte sich zum Fenster auf der Beifahrerseite hinaus. »Joe«, rief er mir zu, als das Auto zum Stehen kam, »dein Streitwagen ist da!« Er breitete die Arme weit aus, um mich zu begrüßen. »Komm her und lass dich umarmen, du hässlicher Mistkerl.«

Ich hob meine Tasche auf und ging zum Auto. Die letzte Stunde hatte ich auf dem Bürgersteig vor einer Macy's-Filiale Leute beobachtet. Ich hatte ihnen dabei zugesehen, wie sie in das Einkaufszentrum schlenderten, um ihren Tag damit zu verbringen zu entscheiden, in welchen Jeans ihr Hintern am kleinsten aussah oder welcher Fernseher am besten in ihr Wohnzimmer passte. Es gab Momente, in denen ich eifersüchtig war, doch mein Leben – unser Leben – wird nie so normal sein. »Ihr seid spät dran, Leute«, sagte ich, als ich auf Michaels ausgebreitete Arme zuing.

»Besser spät als nie«, flüsterte Michael mir zu, als er mich mit einer ungestümen Umarmung an sich zog. »Steig ein. Wir müssen los.«

Ich warf meine Tasche auf die Rückbank und kletterte hinterher.

»Jared.« Ich begrüßte meinen alten Freund mit einem kurzen Nicken, als sich unsere Blicke im Rückspiegel trafen.

»Wie geht's, Joey? Ich nehme an, alles ist glatt gelaufen?« Er schenkte mir ein breites Grinsen.

»So einfach war's noch nie. Keine Probleme. Was ist mit euch, Leute?«

»Du brauchst nichts ›anzunehmen‹«, sagte Michael. Er warf

mir ein Exemplar der *New York Post* auf den Schoß. »Du fauler Sack hast es nicht mal in die Zeitung geschafft.« Ich warf einen Blick auf die Titelseite. Über einem Foto von zwei blutigen, mit ehemals weißen Laken zugedeckten Leichen prangte die fett gedruckte Überschrift: »Blutbad in der Bronx«. Unter dem Foto, in kleinerer Schrift, stand zu lesen: »Mets nehmen den Phillies zwei Punkte ab und rücken bis auf einen heran.«

»Heilige Scheiße«, sagte ich und blätterte auf Seite drei vor, um den Artikel zu lesen. »Irgendwann bringt ihr euch noch ins Grab.« Ich warf abermals einen Blick auf das Foto und die Überschrift. »Und mich bringt ihr mit euch ins Grab.«

»Sie haben mir und Michael gesagt, dass sie die Sache aufheizen möchten. Tja, Michael ist vielleicht ein bisschen zu weit gegangen.« Jared sah mich erneut im Rückspiegel an. Sein Lächeln war noch immer nicht verschwunden. Er war stolz, stolz auf Michael, stolz auf den Job, den wir soeben erledigt hatten, stolz auf uns alle. Ich begann zu lesen.

Vergangene Nacht um 00:35 Uhr wurden vor der Yankee Tavern, einer gut besuchten Bar in der Nähe des Yankee-Stadions, zwei Männer erstochen. Joseph Delentano und Andrew Braxton wurden beim Verlassen der Bar überfallen, in der sie nach dem Besuch eines Spiels der Yankees etwas getrunken hatten. Der Angreifer ging zuerst auf Delentano los und stach ihm zweimal in die Brust, ehe er sich Braxton zuwandte und ihm in den Hals stach. Beide Männer starben binnen weniger Minuten nach dem Überfall. Zeugen zufolge verlor der Angreifer, ein etwa fünfundzwanzigjähriger Weißer, keine Zeit. Er hielt sich nicht damit auf, die Opfer zu berauben, und schien auch sonst kein Tatmotiv zu haben. »Ich war den ganzen Abend mit Joe und Andy zu-

sammen«, sagte deren Freund Steven Marcomi. »Wir waren nur für ein oder zwei Getränke in der Bar. Ich hatte den Täter noch nie in meinem Leben gesehen. Und ich habe so etwas noch nie in meinem Leben gesehen. Schließlich sind wir nicht in einen Streit geraten oder so. Ich habe keine Ahnung, wieso das passiert ist.« Das Motiv ist weiterhin unklar, die Polizei geht jedoch davon aus, dass es sich um das Werk eines erfahrenen Killers handelt. »Wer auch immer dafür verantwortlich ist«, erklärte Lieutenant John Gallow heute am frühen Morgen Journalisten, »wusste genau, was er tat. Er war effizient und präzise.« Andrew verblutete am Tatort. Delentano erlitt Stichverletzungen an der Lunge. »Genau genommen ertrank Delentano in seinem eigenen Blut«, teilte der amtliche Leichenbeschauer mit. »Beide Lungenflügel wurden durch Stiche verletzt und füllten sich schnell mit Blut. Letztendlich ertrank der arme junge Mann.« Delentanos Mutter sagte dem Verfasser dieses Artikels: »Ich begreife einfach nicht, wie jemand das tun konnte. Mein Sohn war so ein netter Junge. Das hat er nicht verdient.« Braxtons Familie stand für einen Kommentar nicht zur Verfügung.

Neben einem Foto von der Bar war das Phantombild des Täters abgedruckt. »Hübsches Bild, Michael. Deine Mutter ist bestimmt richtig stolz auf dich.«

»Dieser Scheiß sieht mir überhaupt nicht ähnlich.« Michael riss mir die Zeitung aus der Hand, um noch einmal einen Blick auf die Zeichnung zu werfen. Sie sah ihm tatsächlich überhaupt nicht ähnlich. Das war typisch. Phantombilder dienen einzig und allein dazu, einen Generalverdacht zu schüren. Ganz egal, wie die Zeichnung aussah, jeder kannte jemanden, der ihr ein bisschen ähnelte.

»Und das Zitat seiner Mutter. Echt die Krönung. Als wüsste sie nicht, warum ihr Sohn getötet wurde.« Michael hielt kurz inne, ging die Geschichte in Gedanken noch einmal durch. »Aber hast du das Zitat des Polizisten gesehen? ›Präzise und effizient.« Das würde ich mir gern auf meine Visitenkarten drucken lassen.«

»Musstest du unbedingt so ein Gemetzel veranstalten?« Ich sah mir erneut das Foto auf der Titelseite an und blickte dann zu Michael auf.

»Vielleicht nicht, aber es war das Beste, was ich tun konnte. Ich musste sie beide erledigen, und ich musste es vor ein Uhr nachts tun, sonst hätte ich riskiert, dass sie von euren Jobs Wind bekommen und sich wehren. Als ich sie in die Bar gehen sah, wusste ich, dass ich die beste Chance hätte, wenn ich sie umlege, sobald sie wieder rauskommen. Ich nahm an, dass sie angeheitert und ihre Reflexe verlangsamt wären.«

»Konntest du deshalb zweimal auf den ersten Typen einstechen, bevor du dich um den zweiten kümmern musstest?« Michael war gut in dem, was er tat. Das musste man ihm lassen.

»Ja. Deshalb, und weil der zweite Typ geahnt hat, was los war. Ein Unbeteiligter hätte das Weite gesucht. Aber der Typ blieb wie angewurzelt stehen. Er wusste, was vor sich geht, konnte sich aber nicht erinnern, wie er hätte reagieren sollen. Er hat total belämmert dreingeschaut, so ungefähr wie: ›Soll ich wegrennen? Soll ich kämpfen? Soll ich kacken gehen?« Pffft.« Michael imitierte das Geräusch eines Ballons, aus dem die Luft entweicht. »Zu spät.«

»Und was hast du dann gemacht?«, fragte ich Michael.

»Ich bin in der kühlen Bronx-Nacht verschwunden. Das ist vielleicht ein unheimliches Pflaster, Mann. Ich sage dir, ich war der am harmlosesten aussehende Typ auf der Straße.«

Ich blätterte weiter in der Zeitung. »Jared ist auf Seite vierzehn«, sagte Michael. Ich blätterte um. Dort, ganz am rechten Seitenrand, befand sich ein Artikel über ein wohlhabendes Pärchen aus Westchester. Die beiden hatten den Motor ihres Wagens in der Garage laufen lassen und waren an einer Kohlenmonoxidvergiftung gestorben. Er war Partner in einer großen Anwaltskanzlei in Manhattan, sie früher leitende Angestellte in einer Werbeagentur gewesen und hatte ihren Beruf aufgegeben, um sich um die Kinder zu kümmern. Das Seltsame an der Geschichte war, dass beide Kinder am Morgen schlafend auf der Veranda gefunden worden waren, in Decken eingewickelt und vor den Dämpfen geschützt. Die Ermittler gingen davon aus, dass die Eltern ihre Kinder nach draußen gebracht hatten, ehe sie sich das Leben nahmen. Niemand konnte verstehen, weshalb ein anscheinend so glückliches Paar Selbstmord beging.

»Du bist ein Genie, Jared. Wirklich brillante Arbeit«, sagte ich, während ich die Zeitung weiter durchblätterte, nachdem ich die Artikel über meine Freunde gelesen hatte.

»Du bist nicht drin, Joe«, sagte Michael, der mich weiterhin beim Blättern beobachtete. »Absolut nichts über deinen Mordanschlag.« Nur eine weitere Leiche, dachte ich. Nicht berichtenswert. Nur eine stinknormale Frau, die auf stinknormale Art und Weise getötet worden war. Nicht der Rede wert. »Bist du dir sicher, dass du nicht vergessen hast, deine Zielperson zu erledigen?«, wollte Michael wissen.

»Ja, ich bin mir sicher. War ein Kinderspiel.«

»Ja, aber dein Mord war vermutlich der gefährlichste«, sagte Jared. »Für deinen war alles arrangiert. Wir sollten nur Aufsehen erregen. Du musstest sie umlegen, ihnen zeigen, dass es Konsequenzen gibt.« Jared fuhr auf der I-295 weiter, wechselte immer wieder die Fahrspur und schlängelte sich durch

den Verkehr. »Ihrem Ehemann musste eine Lektion erteilt werden. Man legt nicht in einem Jahr acht von unseren Leuten um, ohne dass es ein Nachspiel hat.«

»Ich habe die Hintergrundinfos gelesen«, sagte ich zu Jared. Ich starrte durchs Fenster die Gesichter in den Autos an, die wir überholten, musterte jedes einzelne und versuchte zu erraten, ob es sich um jemanden handelte, der zu uns gehörte, zu den anderen oder zu den vielen glücklichen Unbeteiligten. Es war unmöglich zu sagen. Wir überholten einen silberfarbenen VW Jetta mit einer hübschen Studentin am Steuer und einer Freundin auf dem Beifahrersitz, überholten einen großen schwarzen Cadillac Escalade, den ein korpulenter Mann mit Schnurrbart und einer Tätowierung am linken Arm fuhr, überholten ein schwarzes Pärchen in einem kleinen roten Sportwagen, fuhren dahin, überholten immer mehr Leute, alles potentielle Freunde, alles potentielle Feinde. Das Einzige, was ich mit Sicherheit wusste, war, dass es einen weiteren professionellen Killer gab, der jede Menge Gründe hatte, mich tot sehen zu wollen.

»Was steht bei dir als Nächstes auf dem Plan?«, fragte mich Jared.

»Ich muss einen Vortrag halten. Und bei euch?«

»Ich kann mich ein bisschen ausruhen und entspannen.« Michael lächelte. Ich sah zu Jared hinüber und fragte mich, was er wohl als Nächstes vorhatte.

»Ich habe noch einen Job zu erledigen. Der dürfte allerdings nicht allzu schwierig werden. Vielleicht sollten wir versuchen, uns anschließend zu treffen.« Jared nickte in Richtung Beifahrersitz. »Wohin geht's bei dir im Urlaub, Michael?«

»Du weißt doch, dass ich das euch zwei Losern nicht erzählen soll. Was ist, wenn ihr geschnappt und gefoltert werdet?

Dann verpfeift ihr mich womöglich.« So lauteten die Vorschriften. Selbst ein kurzes Treffen nach einem Job war unorthodox. Uns wurde stets eingetrichtert, dass so wenige Leute wie möglich wissen sollten, wo wir uns aufhielten. Das war sicherer. Bleibe in Bewegung, verhalte dich unauffällig, und du bist sicher. Das war langweilig und verdammt einsam. »Außerdem wärt ihr beiden mir wahrscheinlich nur im Weg.« Er machte eine Pause. »Aber vielleicht fliege ich nach Saint Martin – auf die französische Seite. Jede Menge Sonne, tolles Essen. Meine Unterkunft ist groß genug für uns fünf. Für mich, euch zwei und die beiden Mädels, die ich jeden Abend abschleppe.«

»Was meinst du, Joe? Saint Martin? In der Sonne sitzen, Cocktails trinken und die hübschen Frauen anglotzen, die am Strand flanieren?« Mein Blick traf sich abermals mit dem von Jared im Rückspiegel. Er war mein ältester Freund. Wir kannten uns schon lange, bevor wir wussten, für welche Art von Leben wir bestimmt waren. Als wir in die erste Klasse gingen, spielten wir Räuber und Gendarm. Wir gaben vor, Feuerwehrmänner zu sein oder Astronauten. Das hier hatten wir uns allerdings nie vorgestellt. Wir hatten nie Gut gegen Böse gespielt. Jared wirkte ein wenig müde, ein wenig ausgelagt.

»Ich bin dabei«, sagte ich.

Am Flughafen gingen wir wieder getrennte Wege. Michael setzte zuerst mich ab. Er würde Jared an einer anderen Stelle rauslassen und anschließend den Mietwagen zurückgeben. Als sie davonfuhren, lehnte sich Michael aus dem Fenster auf der Beifahrerseite, legte die hohlen Hände an den Mund und rief: »Vergiss nicht, junger Jedi, die Macht wird immer mit dir sein!« Ich konnte Michael noch lachen hören, als ich durch

die Glastür das Flughafengebäude betrat. Wenn wir uns in Zukunft wieder begegneten, wären wir drei Fremde.

Als ich in meinem Terminal angekommen war, ging ich zum Flugschalter und ließ mir einen Sitzplatz für eine Person zuweisen, deren Name nicht der meine war. Ich zeigte einen Ausweis mit einem Foto von mir vor, der auf den Namen eines Fremden ausgestellt war. Dann ging ich an Bord einer Maschine nach Chicago. Schade, dass es sich nicht um einen längeren Flug handelte, denn ich fiel sofort in einen tiefen, traumlosen Schlaf, als ich mich in meinem Sitz zurücklehnte. Ich wachte nicht auf, als wir abhoben. Ich bekam kaum mit, als wir landeten. Inzwischen waren Flugzeuge der einzige Ort, an dem ich noch tief schlafen konnte.

DRITTES KAPITEL

In Chicago sollte ich bei einem Vortrag für einige ortsansässige Jugendliche assistieren. Genau genommen handelte es sich eher um eine Initiation als um einen Vortrag. Die Jugendlichen waren alle um die sechzehn Jahre alt. Noch waren sie arglos. Ihnen blieben noch zwei Jahre, ehe ihre Welt um sie herum einstürzen würde. Ihnen blieben noch zwei Jahre, um sich an die Vorstellung zu gewöhnen, dass es Leute gab, die ihnen nach dem Leben trachteten. Ich wurde zu solchen Veranstaltungen eingeladen, weil ich den Tod repräsentierte. Sie kannten ihn noch nicht, doch er war ihre Zukunft. Einer unserer Geheimdienstmitarbeiter würde den Vortrag halten. Gegen Ende seiner Ausführungen würde er mich vorstellen. Meine Aufgabe war es, den Jugendlichen zu erzählen, womit ich meinen Lebensunterhalt verdiente, um ihnen vor Augen zu führen, was eines Tages aus ihnen werden könnte. Es handelte sich um eine Art Berufsinformationstag für Kriminelle in spe.

Der Vortrag fand im Wohnzimmer eines Hauses in einem wohlhabenden Vorort von Chicago statt. Die Jugendlichen saßen auf Sofas und gepolsterten Esszimmerstühlen, die von den Erwachsenen für den Vortrag in den Raum gestellt worden waren. Alle Sitzgelegenheiten waren so positioniert, dass sich die Blicke der Jugendlichen auf eine leere Wand richteten, vor der normalerweise ein Fernseher stand. Der Gastgeber der Veranstaltung hatte selbst drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter.

Das älteste Kind, einer der Jungs, hatte in zwei Monaten seinen sechzehnten Geburtstag. Der Vater war mit seinen beiden jüngeren Kindern in die Stadt gefahren. Irgendwann würden auch sie sich diesen Vortrag anhören müssen, aber noch nicht heute. Die meisten Eltern versuchten, ihre Kinder so lange wie möglich vor dem Krieg zu schützen.

Insgesamt waren acht Jugendliche anwesend, die alle aus Chicago und Umgebung stammten und alle in den nächsten drei Monaten sechzehn wurden. Drei Mädchen und fünf Jungs. Die Eltern hatten ihre Kinder für den Vortrag abgesetzt, sie zum Abschied geküsst, ihnen versprochen, sie in etwa vier Stunden wieder abzuholen, und beim Wegfahren vermutlich geweint. Das hier war keine Bar-Mizwa oder Erstkommunion. Hier ging es nicht um eine Zeremonie, sondern schlichtweg um das Ende der Unschuld dieser Jugendlichen. Keiner von ihnen hatte eine genaue Vorstellung, worum es in dem Vortrag gehen würde, aber vollkommen ahnungslos war auch keiner. Wenn man wie ich in einer solchen Familie aufwächst, kommt man nicht umhin, Dinge zu wissen.

Ich saß ganz hinten im Zimmer auf einem der Stühle. Während des Vortrags würde ich die meiste Zeit nur zuhören und meinen Teil erst am Ende beitragen. Anschließend würden der Referent und ich Fragen beantworten. Uns wurden immer viele Fragen gestellt. Wir beantworteten diejenigen, die wir beantworten konnten. Einige Fragen blieben einfach unbeantwortet. Beim heutigen Referenten handelte es sich um einen Typen namens Matt vom Geheimdienst. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen, und ich würde ihn vermutlich auch nie wieder sehen. Für unsere Paarung gab es keinen ersichtlichen Grund. Den gab es nie. Matt war mit einem dunkelblauen Nadelstreifenanzug bekleidet. Sein Haar war kurz geschnitten, und er trug eine

Brille mit silberfarbenem Metallgestell. Er sah aus wie ein Banker. Die Jugendlichen stellten unsere Kapitalanlage dar.

Matt begann mit seinem Vortrag. »Hallo zusammen. Mein Name ist Matt. Ich bin hier, um euch ein bisschen was über die Welt zu erzählen und wie ihr in sie hineinpasst. Ich bin nicht hier, um euch zu belehren. Das ist ein Vortrag, aber ihr dürft jederzeit Fragen stellen. Ich nehme an, es wird so ähnlich wie in eurem Sexualkundeunterricht an der Highschool, mit dem Unterschied, dass ich euch ein paar Dinge erzählen werde, die ihr noch nicht wisst.« Gut so, schmier ihnen Honig ums Maul, dachte ich. Seine Bemerkung brachte ihm ein paar nervöse Lacher der Jugendlichen ein. Sie warfen sich verstohlene Blicke zu, als versuchten sie herauszufinden, ob es in Ordnung sei zu lachen. Es ist in Ordnung zu lachen, Leute, dachte ich. Ihr solltet lieber jetzt lachen, solange euch noch danach zumute ist. Matt fuhr fort. »Wahrscheinlich ist es das Beste, wenn sich jeder kurz vorstellt, bevor wir anfangen, nur mit dem Vornamen. Erzählt uns ein bisschen was über euch, ob ihr in einem Verein seid, welchen Sport ihr macht, über eure Hobbys, eure Lieblingsband, was auch immer.« So war das bislang bei jedem Vortrag abgelaufen, dem ich beigewohnt hatte. Ich hatte es schon immer für seltsam gehalten, da von jetzt an ein großer Teil ihres Lebens in Heimlichkeit gehüllt sein würde. Normalerweise ging es darum, so wenig Informationen wie möglich über sich preiszugeben, wenn man sich zu zehnt in einem Raum befand. Schweigen bedeutete Sicherheit. Das hier war etwas anderes. Das hier war das erste Mal für diese Jugendlichen. Es war wichtig für sie zu erfahren, dass sie nicht allein waren. Es war wichtig für sie zu erfahren, dass es noch andere gab, andere, die auf ihrer Seite waren, andere, die mit denselben Problemen zurechtkommen mussten wie sie, andere, die

wie sie ein Leben voller Angst und Hass erwartete. Matt richtete den Blick auf den Jugendlichen, in dessen Haus wir uns befanden. »Ryan«, sagte er, als sei er ein alter Freund der Familie, »wie wär's, wenn du den Anfang machst?«

Ryan stand auf. Er war groß und kräftig, wirkte athletisch. Aber er war nervös. Er steckte eine Hand in die Hosentasche seiner Jeans, um sie daran zu hindern, dass sie zitterte. »Hi, ich heiße Ryan. Ich bin fünfzehn und werde in zwei Monaten sechzehn. Ich wohne hier, und ich spiele Football.« Football. Wenn Matt nicht im Begriff gewesen wäre, Ryan eine Gehirnwäsche zu verpassen, hätte dieser wahrscheinlich äußerst beliebt sein können. Vielleicht hätte er später einmal der Star seiner Alumni-Jahrestreffen sein können. Vielleicht hätte er das Herz einer Cheerleaderin erobern können. Vielleicht. Das Mädchen zu seiner Linken meldete sich als Nächste zu Wort. »Hallo, ich heiße Charlotte. Ich bin gerade sechzehn geworden und spiele Geige.« Charlotte sah den anderen Jugendlichen ins Gesicht, während sie sprach. Als sie fertig war, ließ sie den Blick schnell wieder in ihren Schoß sinken. Die nächsten fünfzehn Minuten ging es so weiter: Rob, der Eishockeyspieler; Steve, der Präsident des Highschool-Naturwissenschaftsclubs; Joanne, Mitglied der Theatergruppe. Diese Jugendlichen kannten sich nicht. Genau aus diesem Grund waren sie sorgfältig ausgesucht worden. Auch wenn sie Freunde hatten, die auf unserer Seite waren, durften diese es nicht wissen. Jared und ich hätten eigentlich auch nicht wissen sollen, dass wir beide ein Teil des Kriegs waren. Dass wir es herausgefunden hatten, war purer Zufall.

Nachdem die Jugendlichen sich vorgestellt hatten, fuhr Matt fort. »Okay, mir ist klar, dass ihr nervös seid. Ihr seid aus zwei Gründen nervös. Zum einen seid ihr nervös, weil ihr nicht

wisst, warum ihr hier seid. Zum anderen habt ihr eine Vermutung, warum ihr hier seid, und es macht euch nervös, dass ihr mit eurer Vermutung womöglich recht habt. Ihr wisst alle, dass ihr anders seid. Ihr wisst, dass euer Leben anders ist als das eurer Freunde. Das spürt ihr. Ich weiß, dass ihr euren Eltern im Lauf der Jahre Fragen gestellt habt, die sie euch nicht beantworten wollten. Nun, ich möchte euch zunächst versichern, dass sie eure Fragen nicht beantworten wollten, um euch zu schützen.« Matt machte eine Kunstpause. »Ich bin hier, weil sich für euch bald alles ändern wird. Unwissenheit wird euch dann nicht mehr schützen. Ich bin hier, um euch die Wahrheit zu sagen.«

Die Wahrheit? Das Wort drängte sich in mein Bewusstsein. Es klang dort für einen Augenblick nach, dann verhallte es, bevor ich zu lange darüber nachdenken konnte. Matt kam direkt zur Sache. »Wie viele von euch hatten einen nahen Angehörigen, der ermordet wurde?« Sechs der acht Jugendlichen hoben die Hand. Matt hob ebenfalls die Hand. Ich hätte es auch tun können, entschied mich jedoch dagegen. »Wie viele von euch haben einen Elternteil verloren?« Drei von acht. Als die Jugendlichen die Hand hoben, blickten sie sich im Zimmer um, ihr Gesichtsausdruck eine Mischung aus Furcht und Verwunderung. Namen, Clubs, Sportarten – nichts von alledem verband diese Jugendlichen. Der Tod war das, was sie verband, was uns alle verband.

»Seltsam, findet ihr nicht?« Matt nickte. »Tja, es ist meine Aufgabe, euch heute zu sagen, wer eure Eltern getötet hat« – Matt nahm Blickkontakt mit den drei Jugendlichen auf, die einen Elternteil verloren hatten – »und eure Angehörigen« – er hob den Kopf und ließ den Blick durchs Zimmer schweifen. Dann schaltete er den Beamer ein, den er an seinen Laptop

angeschlossen hatte. Er projizierte ein Bild an die leere weiße Wand. Alle Jugendlichen starrten gebannt auf das Foto vor ihnen. Das hatten sie nicht einmal in ihren wildesten Träumen erwartet. Als ich an ihrer Stelle gewesen war, hatte ich damit auch nicht gerechnet. Ich erinnere mich noch, wie geschockt ich gewesen war. Das Bild leuchtete an der Wand. Es zeigte einen etwa dreißigjährigen weißen Mann mit blondem Haar und Seitenscheitel. Er sah aus wie ein Fernsehstar, gut aussehend, kräftig. Auf dem nächsten Bild war ein ungefähr fünfzigjähriger Schwarzer mit weißem Bart und Brille zu sehen. Matt drückte eine Taste auf seinem Laptop. Das nächste Bild zeigte eine dunkelhaarige Frau mit tief liegenden Augen und leicht schiefem Lächeln. Ein weiteres Bild, diesmal von einem Inder mit Turban, dann das eines pausbäckigen Weißen mit Bürstenhaarschnitt, dann das einer jungen Schwarzen mit zurückgebundenem Haar, einer Frau spanischer Abstammung, eines Koreaners, eines weiteren Weißen, einer weiteren Weißen, einer Frau mit muslimischem Kopftuch, eines Mannes mit langem Bart, einer Chinesin und so weiter und so fort. Die kleine Diashow dauerte fast zwanzig Minuten. Videomaterial hatten wir ebenfalls. Jede Menge Videomaterial, doch man hatte Tests gemacht, und die Fotos zeigten immer mehr Wirkung. Die Fotos gaben den Jugendlichen Zeit, um die Gesichter zu studieren. Ich hatte fast alle diese Bilder schon einmal gesehen. Es waren nur wenige Neuzugänge dabei. Jede dieser Personen war einer unserer Feinde. Das wussten wir. Ungefähr die Hälfte von ihnen war bereits eliminiert worden. Die übrigen befanden sich noch auf der Liste.

Als die Diashow zu Ende war, stand Matt schweigend da. Er würde nichts sagen. Er würde so lange einfach nur dastehen, bis sich einer der Jugendlichen zu Wort meldete, auch wenn es

eine Stunde dauerte. Doch so lange dauerte es nie. Rob, der Eishockeyspieler, hob die Hand. »Ja, Rob?«, fragte Matt.

»Und welcher von ihnen hat es getan?«

»Welcher von ihnen hat was getan?«, fragte Matt zurück. Ihm war klar, was Rob mit seiner Frage meinte, doch er wollte, dass Rob die Worte selbst aussprach. Er wollte, dass jeder Jugendliche im Raum Rob die Worte sagen hörte.

»Welcher von ihnen hat meine Mom umgebracht?«, fragte Rob. Dann holte er so tief Luft, dass ich es ganz hinten im Zimmer hören konnte.

»Sie alle haben es getan.« Matt schaltete das Licht wieder ein. Er ging langsam ans vordere Ende des Raums. Wir wussten, wer Robs Mom getötet hatte. Er war noch am Leben und wohnte in St. Louis. Man zog es allerdings vor, keine Fotos von den Leuten zu zeigen, die tatsächlich Angehörige der Jugendlichen getötet hatten. Ihnen sollte nicht nur ein Killer präsentiert werden. Man wollte dafür sorgen, dass die Jugendlichen sie alle hassten. »Sie sind alle Komplizen. Wisst ihr, was man unter einem *Komplizen* versteht?« Alle Jugendlichen nickten. Eine aufgeweckte Gruppe. Matt genoss ihre volle Aufmerksamkeit. »Sie alle haben sie getötet. Sie haben zusammengearbeitet. Das Erschreckende an der Sache ist, dass das nur ein kleiner Teil von ihnen ist. Und sie sind noch nicht fertig. Sie werden nie fertig sein. Sie werden nur aufhören, wenn wir sie stoppen. Sie sind blutrünstige Killer. Sie sind böse. Sie sind unser Feind. Das ist ein Krieg, und er dauert schon seit Generationen. Mit etwas Glück werdet ihr die Generation sein, die ihn beendet.« Ich hatte diesen Teil des Vortrags schon so oft gehört, dass es mir dabei inzwischen jedes Mal den Magen umdrehte. Propaganda war nicht mein Stil. Ich hatte sie schon immer für unnötig gehalten. Ich sah Rob an. Er starrte Matt

an. Sein linkes Auge zuckte leicht, und er ballte die rechte Hand immer wieder zur Faust. Ich kam nicht umhin, mir zu denken: Sag dem armen Jungen doch einfach, wer seine Mom ermordet hat, und schick ihn los. Du brauchst ihm nicht zu erklären, welche Seite die gute ist und welche die schlechte. Was ihn anbelangt, weiß er das bereits. Matt fuhr fort. »In zwei Jahren, wenn jeder von euch achtzehn ist, werdet auch ihr ein Teil dieses Krieges sein. Da gibt es keinen Ausweg, kein Entrinnen. Diese Leute« – Matt sprach das Wort *Leute* mit Abscheu aus, als sollte er es eigentlich nicht in den Mund nehmen, und redete dann mit mehr Selbstvertrauen weiter, wobei seine Stimme mit jedem Wort lauter wurde – »werden hinter euch her sein. Sie wollen euch tot sehen. Gebt euch keiner Täuschung hin – jeder von euch ist mit einer besonderen Bestimmung auf die Welt gekommen. Jeder von euch kann dazu beitragen, diese Welt zu einem besseren Ort zu machen. Sobald ihr achtzehn seid, gehört ihr zur Zielgruppe. Ihr könnt getötet werden, genauso, wie eure Eltern oder eure Tanten oder Onkel getötet wurden. Ihr könnt vom Feind kaltblütig ermordet werden. Nun, wie Joseph hier ... « Matt deutete auf mich und würdigte zum ersten Mal meine Anwesenheit. Alle Jugendlichen drehten sich auf ihren Plätzen, um mich anzusehen. »Wie Joseph euch später erklären wird, könnt ihr dagegen etwas unternehmen. Sobald ihr achtzehn seid, könnt ihr getötet werden, aber ihr könnt auch handeln, um das Töten zu stoppen. Ihr könnt die Gewalt stoppen. Ihr könnt Rache üben.« Jetzt wurde ich interessant. Die Jugendlichen drehten sich abermals um und sahen mich an. Matt fuhr unbeeindruckt fort. »Es gibt viele Möglichkeiten, wie ihr uns dabei helfen könnt, den Feind zu vernichten – aber dazu später mehr.

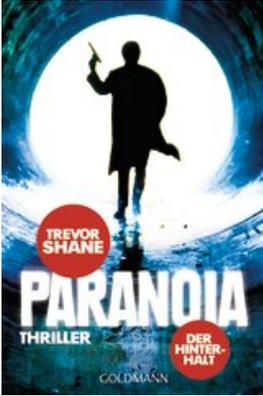
Fürs Erste habt ihr alle es verdient, mehr über unsere Feinde

zu erfahren. Sie wollen euch allein aufgrund dessen töten, wer eure Eltern sind. Sie wollen euch töten, und sie wollen eure Angehörigen töten. Und um das zu erreichen, machen sie vor nichts Halt. Sie sind korrupt, erbarmungslos und unmoralisch.« Matt hielt erneut inne. »Und wir müssen sie vernichten. Viele erkennen zu spät, dass das Böse existiert. Das ist schon unzählige Male vorgekommen. Sie sitzen herum, während andere sterben, und handeln erst dann, wenn es fast schon zu spät ist.« Matts Stimme nahm jetzt einen bestimmten Tonfall an. »Nun, euch allen muss bewusst sein, dass das Böse existiert und dass ihr es bekämpfen müsst. Wir wissen, wer unsere Feinde sind. Wir müssen sie frontal bekämpfen.« Matt deutete auf die pickelgesichtigen Jugendlichen im Raum. »Ihr werdet sie frontal bekämpfen. Wir werden sie angreifen und vernichten, bevor das Böse zu mächtig wird, um besiegt werden zu können. Sie haben bereits Angehörige von euch getötet. Und sie werden wieder töten. Sie werden vor nichts Halt machen, wenn wir sie nicht aufhalten. Sie sind von Hass erfüllt. Ihr braucht sie allerdings nicht ebenfalls zu hassen. Ihr müsst euch bloß bewusst werden, wozu sie imstande sind.«

Und damit schaltete Matt das Licht aus und seinen Computer wieder ein. Dieses Mal wurde ein Foto von zwei blutigen, mit weißen Laken zugedeckten Leichen an die Wand projiziert. Es sah genau wie das Foto in der *New York Post* aus, das ich am Tag zuvor gesehen hatte, das Foto von Michaels Opfern. Matt drückte eine Taste auf seinem Laptop. Das nächste Bild zeigte ein brennendes Auto. Die Flammen loderten hoch empor. Ich konnte mit Mühe die Umriss zweier verkohlter Leichen im Wagen ausmachen. Matt drückte wieder auf seine Tastatur. Auf dem nächsten Foto war ein älterer Mann zu sehen, ungefähr sechzig, der zusammengesunken auf einem Stuhl saß.

Sein Blick war glasis, und sein Mund stand offen. Er war tot. Eine weitere Gräueltat. Matt klickte und klickte. Ein weiterer ermordeter Mann, eine weitere ermordete Frau. Und so weiter und so fort. Ich weiß noch, wann ich die Diashow zum ersten Mal sah. Sie erinnerte mich an ein Video, das uns in der Highschool gezeigt worden war, mit plastischen Aufnahmen von alkoholisierten Verkehrsunfallopfern. Dieser Film sollte uns Angst davor machen, betrunken Auto zu fahren. Matts Diashow diente einem anderen Zweck. Sie sollte das andere Urgefühl hervorrufen – Hass. Ganz egal, was Matt sagte, ich wusste, dass wir sie nur dann vernichten konnten, wenn wir sie hassten. Auch wenn mir die Propaganda den Magen umdrehte, wusste ich, dass es so war. Während ich ganz hinten im Zimmer saß und die Jugendlichen beobachtete, konnte ich erkennen, dass sie Angst hatten. Ich konnte aber auch erkennen, dass sie anfangen zu hassen. Ich werde ehrlich sein, Maria, damals machte mir ihr Hass Hoffnung.

»Das ist eine Menge zu verdauen«, sagte Matt, als er einige weitere Bilder von leblos herumliegenden Körpern präsentierte. Auch hier hätten wir ihnen ein Video zeigen können, doch wir mussten vorsichtig sein. Wenn man den Jugendlichen zu früh zu viel vorsetzte, trug das nicht dazu bei, dass sie zu Kämpfern wurden. Wir mussten sie behutsam darauf vorbereiten. Dafür hatten wir zwei Jahre Zeit. »Aber ich muss euch trotzdem noch ein paar Bilder zeigen. Ihr habt eure Feinde gesehen. Und jetzt...« Matts Stimme hellte sich auf, und ein Lächeln überzog sein Gesicht. Er fuhr fort: »Lasst mich euch Fotos von euren Freunden zeigen.« Matt drückte eine Taste, und ein neues Bild erschien. Dieses Foto war heller als die anderen. Der Raum begann zu leuchten. Auf dem ersten Bild war ein weißer Mann zu sehen, der athletisch gebaut war und auf



Trevor Shane

Der Hinterhalt

Paranoia 1

Thriller

Taschenbuch, Klappenbroschur, 480 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48163-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Nur wer zuerst tötet, wird überleben.

Joseph ist ein Killer. Ein Anruf genügt und er nimmt die Verfolgung auf. Doch ein Hinterhalt kostet ihn beinahe das Leben. In letzter Sekunde kann er entkommen und flieht nach Kanada, wo ihm allerdings ein verhängnisvoller Fehler unterläuft: er begegnet Maria und verliebt sich unsterblich in sie. Doch damit verstößt er gegen ein ehernes Gesetz in dem Krieg, der sein Leben bestimmt. Und die gnadenlose Rache seiner Feinde ist ihm sicher ...